

The Distinguished Citizen

BERICHT IN DER NZZ

Der Nobelpreis, ein Fluch

In der Satire der argentinischen Regisseure Gastón Duprat und Mariano Cohn hadert ein Schriftsteller mit seinem Nobelpreis, reist aber in seine Heimat, um sich feiern zu lassen, mit ungeahnten Folgen.

Jorge Luis Borges hat ihn nie bekommen, Julio Cortázar auch nicht – Bob Dylan und Daniel Mantovani dagegen schon. Die Rede ist vom Nobelpreis für Literatur, und während die beiden erstgenannten Grossschriftsteller Argentinens die Welt mit ihren Werken aus dem Reich des Phantastischen ganz real beglückten, gehört Letztgenannter ins Reich der Fiktion. Daniel Mantovani, von Oscar Martínez verkörpert, ist die Hauptfigur in dem Film «The Distinguished Citizen» (argentinischer Originaltitel: «El ciudadano illustre»), und mit Bob Dylan hat er neben dieser höchsten Ehrung der Literaturwelt gemeinsam, dass er sich bei ihrer Entgegennahme als nicht ganz pflegeleichter Zeitgenosse erweist.

Das zeigt sich, als er zwar nach Stockholm reist und an der Königlichen Akademie eine Dankesrede hält, mit dieser aber die Anwesenden brüskiert und ihnen vorhält, der für alle bequemste Künstler gewesen zu sein, weil sein Werk offensichtlich dem Geschmack von Jurymitgliedern, Experten, Akademikern – und Königen gleichermassen entspreche. Solch einhellige Anerkennung bedeute nur den Niedergang eines Künstlers, doch an diesem kreativen Ende sei niemand anders schuldig als er selber, fügt er selbstkritisch an.

Eine denkwürdige Rückkehr

Nach diesem Prolog macht der Film einen Zeitsprung von fünf Jahren. Daniel Mantovani hat jetzt einen Bart, und sein kreatives Ende ist Realität geworden. Nichts mehr hat er geschrieben, die Schaffenskrise ist evident, und in seiner Wahlheimat Barcelona, wo er seit vierzig Jahren lebt, lässt er von seiner Sekretärin sämtliche Einladungen in alle Welt mit einem abschlägigen Bescheid abschmettern. Bis er einen frankierten Luftpostbrief in der Hand hält. In dem Schreiben lädt ihn der Bürgermeister seines argentinischen Heimatortes ein, den Titel eines Ehrenbürgers entgegenzunehmen. Zum Erstaunen der Sekretärin nimmt Mantovani die Einladung an, er reist in den staubigen kleinen Ort, wohin er seit seinem

Weggang nie mehr einen Fuss gesetzt hat. Und mit dem ihn offenbar eine Hassliebe verbindet – so wie man das ja bei so manchen Grosskünstlern kennt.

Jeder kennt hier jeden, die Kinder sind anständig, am Morgen kommt der Milchmann – so hiess es vor hundert Jahren in «Unsere kleine Stadt» bei Thornton Wilder, und die Kleinstadt als literarischer Topos hat ja eine fast ebenso lange Tradition wie die Rückkehr nach vierzig Jahren in ein Ithaka, das hier Salas heisst und das zwar nicht so magisch wie das Macondo bei Gabriel García Marquez ist, aber ebenso fiktional, und vor allem: Provinz.

Damit haben die beiden Regisseure Erfahrung. Der 1969 geborene Gastón Duprat und sein sechs Jahre jüngerer Compagnon Mariano Cohn kennen sich seit 1993, sie haben in den letzten zwanzig Jahren als verschworenes Regieduo vier Dokumentarfilme und drei Spielfilme fürs Kino realisiert, daneben haben sie immer wieder auch fürs Fernsehen gearbeitet. Sie haben in den ersten Jahren ihrer Zusammenarbeit besonders im Bereich von Reality-TV gearbeitet, ein Hintergrund, der in «The Distinguished Citizen», satirisch überzeichnet, wiederholt durchscheint. So etwa, als Mantovani beim Auftritt im örtlichen Kanal Salta TV erst vom jungen Assistenten des Moderators nach «Name und Beruf» gefragt wird – «für die Einblendung», wie er entschuldigend erklärt. Worauf der Moderator nach der Einleitungsfrage («Warum sind Sie Schriftsteller geworden?») bei seiner zweiten Frage («Und was trinkt ein Literaturnobelpreisträger, wenn er Durst hat?»), ohne auf die Antwort zu warten, ein Fruchtsaftgetränk in die Kamera hält und mit euphorisch überschnappender Stimme den Markennamen der süssen Brause ins Mikrofon ruft.

Die Welt des blasierten und distinguierten Grossschriftstellers könnte mit einem derartigen Universum kaum besser konterkariert werden. Dabei läuft der Clash dieser Kulturen nicht nur über solche szenischen Einfälle mit schneidend präzisen und umwerfend originellen Dialogen – in diesem Film wird überhaupt sehr viel gesprochen.

Der Literat unter Beschuss

Superb ist die Arbeit der Kamera, die sich unter anderem dadurch auszeichnet, dass sie wiederholt scheinbar unwichtigsten Details in sorgfältig kadrierten Einstellungen grössten Raum gibt und dort länger verweilt, etwa den grotesken Figuren in den Vorgärten des Ortes oder ungeliebten Geschenken auf dem Gabentisch in Mantovanis Hotelzimmer

(ein geschnitztes Gürteltier, ein Fussballtrikot, eine Madonna). Dort liest der Schriftsteller auf der Klimaanlage sitzend: Luft bitte telefonisch bestellen – und die Stickigkeit, in die er sich begeben hat, nimmt im Laufe von fünf Kapiteln rasch bedrohliche Formen an.

Das beginnt mit alten Liebschaften, geht über zu Einwohnern, die sich von seinem Ruhm handfeste Vorteile erhoffen, und ruft bald Ortsgewaltige auf den Plan, die vor Neid mörderische Energien entwickeln. Und immer wieder wird Mantovani mit Leuten konfrontiert, die sich in seinen Romanen zu erkennen glauben – da kann er ihnen vergeblich vom Wesen des Schöpferischen und vom Verhältnis von Wirklichkeit und Fiktion erzählen. Dass ein Künstler jemand sei, den die Wirklichkeit nicht befriedige und der daher Dinge erfinde, um sie in die Welt einzubringen, wie er anlässlich seiner Ehrenbürgerschaft den Bewohnern erklärt, das kommt von Herzen. Und ebenso seine galligen Abschiedsworte, als er ihnen resigniert empfiehlt, eine scheinheilige Gesellschaft zu bleiben, stolz auf ihre Ignoranz. Unnötig zu erwähnen, dass eine so intelligente Satire damit nicht enden kann, sondern dass sich der Film jetzt zu einer bezaubernden Schlusspointe aufschwingt, die erst richtig die Nöte eines Literaturnobelpreisträgers verständlich macht.

Gerri Krebs

